Zeitschrift: Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich

Band: 8 (1907-1908)

Artikel: Die Tiefenregion von Bolivia

Autor: Wild, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-82306

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Tiefenregion von Bolivia.

Von Walter Wild, Kaufmann.

Als ich nach 6jährigem Aufenthalte in Bolivien nach der Schweiz zurückkehrte und bei Verwandten und Bekannten Antrittsbesuche machte, musste ich, wie es gewöhnlich so geht, über mein Leben und Treiben in den Tropen Auskunft geben. Da wurde denn von verschiedener Seite die Anregung gegeben, ich möchte das viele Interessante, das ich erlebt, zu Papier bringen und in einem öffentlichen Vortrage verwerten.

Anfangs wollte ich von der Sache nichts wissen, da ich erstens in meinem Leben noch nie einen öffentlichen Vortrag gehalten habe, mir daher auf diesem Gebiete jegliche Erfahrung abgeht und zweitens habe ich keine Photographieen von drüben mitbringen können, so dass ich befürchten musste, der Vortrag würde dadurch etwas trocken ausfallen.

Nun wurde mir aber die Ehre zu Teil, vom Vorstande der Geogr.-Ethnographischen Gesellschaft aufgefordert zu werden, einen Vortrag über meinen Aufenthalt in Bolivien zu bringen und so entschloss ich mich denn an die Arbeit zu gehen, um den Herren zu beweisen, dass ich die Ehre in dankbarer Anerkennung zu würdigen weiss.

Verehrte Damen und Herren! In Anbetracht des soeben Gesagten ersuche ich Sie, meinen Vortrag mit Nachsicht aufzunehmen und zu beurteilen.

Ich nahm s. Z. als ich nach Bolivien übersiedelte, meinen Weg über New-York, den Isthmus von Panamá nach Mollendo an der Pazifischen Küste und da den meisten von Ihnen das eintönige Leben einer Meerreise, besonders auf einer von Touristen wenig besuchten Linie, zur Genüge bekannt ist, so will ich gleich mit der Beschreibung der Binnenreise beginnen.

In dem kleinen peruanischen Hafen Mollendo besteigt man die schmalspurige Eisenbahn, welche den Reisenden über Arequipa nach Puno führt. Dieselbe erreicht eine Höhe von 4400 m und wird eine der höchsten Adhäsionsbahnen der Welt sein.

In Puno, der kleinen Stadt am berühmten Titicacasee, ist man immer noch in einer Höhe von 3850 m über Meer. Hier verlässt man die Eisenbahn, um einen kleinen Dampfer zu besteigen, der den Reisenden nach zwölfstündiger Fahrt im bolivianischen Hafenplatz Chililaya an's Land setzt. Die Fahrt über den stillen geheimnisvollen See ist einzig schön; die ziemlich frische, dünne, allerdings etwas sauerstoffarme Luft erzeugt ein eigentümlich banges Gefühl und da es nie an Mitreisenden fehlt, welche die Sagen der alten Inkas auffrischen, so erhöht dies den Reiz der Fahrt. Der riesige See ist mit Inseln übersäet, deren grösste den Namen des See's trägt, dann fährt man durch eine See-Enge zwischen der Sonnen- und Mondinsel hindurch, auf der erstern man heute noch die Ruinen des Inka-Palastes sieht. Von hier weg soll Fco-Pizarro unter trügerischen Versprechungen den unglücklichen Inka Atahualpa weggelockt haben um ihm, als er ihn in seiner Gewalt hatte, als Lösegeld ein ganzes Zimmer voll Gold zu fordern und ihn dann, als er dasselbe nicht ganz mit dem edeln Metalle auffüllen konnte, meuchlings zu ermorden.

Ein Kranz mächtiger Bergriesen mit ehrwürdig schneebedeckten Häuptern umgibt den See; da ist im Hintergrunde die mächtige Illimani-Gruppe und seitwärts der kolossale Illampu-Sorata, welche beide über 7000 m Höhe erreichen sollen. Wir genossen bei unserer Überfahrt ein Abendglühen, wie es nicht schöner gesehen werden kann. Diese Pracht der Farbentöne, die sich unter tiefblauem Himmel in den stillen Fluten des See's spiegeln, kann von keiner Feder beschrieben, von keinem Pinsel wiedergegeben werden.

Vor sechs Jahren noch betrat man den bolivianischen Boden in Chililaya und erreichte von da nach achtstündiger Postfahrt die Hauptstadt La Paz. Inzwischen wurde jedoch der Hafenplatz nach Guaqui verlegt, von wo aus man heute nach dreistündiger Eisenbahnfahrt La Paz erreicht.

La Paz ist heute die Hauptstadt Boliviens; zählt ca. 70000 Einwohner, meistens Puna-Indianer und Mestizen, Cholos genannt. Sie liegt in einem Talkessel, von drei Seiten von Bergen und dem Hochplateau, der Puna, umgeben, nur gegen Süd-Osten öffnet sich das Tal Rio-abajo. Bolivia ist eine konstitutionelle Republik mit Deputierten-Kammer und Senat. Der Präsident, direkt durch das Volk auf eine Periode von 4 Jahren gewählt, darf jedoch nicht wieder gewählt werden, ohne eine Periode auszusetzen. Die Weissen bilden auch hier das regierende Element, es sind dies Abkömmlinge der Spanier, es sind jedoch auch schon Mestizen an der Spitze der Regierung gewesen und auch heute bekleiden verschiedene Abkömmlinge der Eingeborenen hohe Ämter der Regierung. Staatsbürger und somit stimmberechtigt ist jeder Bolivianer, der auch nur seinen Namen schreiben kann. —

Der Puna-Indianer ist durchschnittlich sehr klein, aber kräftig gebaut, von gedrungener, untersetzter Gestalt. Der Kopf ist meistens unverhältnismässig gross und fast kugelrund, ja der ganze Typus der Aymará-Indianer erinnert anfänglich ein wenig an die nordischen Typen der Kalmüken.

Ich streife die Beschreibung der Puna und ihrer Bewohner nur flüchtig, da ich mich daselbst nicht längere Zeit aufgehalten habe, und die dortigen Sitten und Gebräuche nicht eingehend kenne.

Erst von La Paz an beginnt die romantische, abenteuerliche Reise in's Innere und das einzige Verkehrsmittel zur Beförderung von Passagieren und schweren Waren ist das Maultier, für kleinere Lasten die Lamas. Wenn nun ein Reisender nach dem Tieflande gelangen will, so braucht er je nach dem Gepäcke, das er mit sich führt 4—5 Lasttiere, 1 gutes Reittier, einen Führer und 2 Maultiertreiber, da er seine ganze Reiseausrüstung, wie Feldbett, Feldküche, Zelt, Proviant für Mensch und Tier mitschleppen muss; denn oft findet man in den einsamen Höfen am Wege nicht einmal Futter für die müden Tiere und eine feuchte, zügige und kahle Stube für sich selbst. Der Karawane voran trottet eine Leitstute, die nichts als eine Glocke um den Hals hat und deren Geläute die Maultiere blindlings folgen. Um nach dem Tieflande zu gelangen, muss der Reisende die ungeheure Andenkette über-

schreiten und man erreicht an verschiedenen Stellen die Montblanc-Höhe, der höchste Pass den man überschreitet, hat über 17,000', also ca. 5200 Meter Höhe. In diesen Höhen macht sich bei Mensch und Tier die Bergkrankheit (Sorroche) geltend; bei den Reisenden erzeugt die Oxygen-arme Luft zuerst heftige Kopfschmerzen und Nasenbluten, ja einige prädisponierte Personen sollen selbst aus den Ohren Blut verlieren. Die Tiere selbst leiden an Atemnot, alle 20—30 Schritte müssen sie stillstehen, um Atem zu schöpfen und wohlgenährte fette Tiere langen ganz abgemagert am Ziele der Reise an.

Die Pfade gehen oft stufenweise bergauf — bergab; auf schmaler Kante zieht sich der Weg dahin, zu beiden Seiten gähnende Abgründe und es ist bewunderungswürdig wie sicher diese vorzüglichen Maultiere Schritt um Schritt abmessen, Stufe um Stufe erklimmen oder niedersteigen; ein einziger Fehltritt brächte Ross und Reiter den sicheren Tod.

Nach elftägiger Reise erreicht man das Endziel der Maultier-Etage, Mapiri. Hier bricht der Rio Kaka oder Mapirifluss aus der Gebirgskette hervor und bildet weiter unten, bei seinem Zusammenfluss mit dem Rio La Paz oder Wopi, den Benifluss. Der Mapirifluss durchbricht an verschiedenen Stellen die letzten Vorläufer der Anden und bildet daselbst gefährliche Strudel, reissende Stromschnellen, ja kleine Fälle und nur der seichte Floss kann diese Stellen passieren ohne zu kippen. So müssen die Waren auf diese gebrechlichen Fahrzeuge verladen werden, ja nicht einmal für Passagiere gibt es ein anderes Transportmittel und wer mit will, muss sich bequemen, auf den Waren Platz zu nehmen um die gruselige Fahrt mitzumachen. Das Fahrzeug, mit welchem Passagiere und Waren befördert werden, besteht aus drei Flössen, die durch Querstangen aneinander gekoppelt werden und heisst „Callapo"; er misst in der Länge ca. 12 m und 3½—4 m in der Breite. Jeder Floss setzt sich aus 7 Baumstämmen zusammen, welche vorn etwas auswärts gebogen sind; der mittlere Stamm ist etwas länger als die andern und dient als Bug des Fahrzeuges. Wenn die Flösse mit Stangen und Lianen, welche hier in den Tropen das Seil ersetzen, zusammengebunden sind, wird auf jedem Floss ein ca. 30 cm hohes Gestell angefertigt, welches zur Aufnahme der Waren dient;

dadurch werden dieselben etwas vor dem Wasser geschützt, das fortwährend den Callapo überspült, immerhin müssen die Waren ganz wasserdicht verpackt, die Kisten in Zink eingelötet sein, denn beim Passieren einiger Stromschnellen gehen die Wogen über einen auf dem Flosse stehenden Mann hinweg.

Diese primitiven Fahrzeuge werden von 4—6 Leccos-Indianern bemannt und dieselben haben durch die Praxis eine grosse Gewandtheit erlangt, sodass heute Unglücksfälle an Menschenleben ziemlich selten sind.

Wie schon gesagt durchbricht der Mapirifluss verschiedene Ausläufer der Andenkette und bildet daselbst reissende, wilde Stromschnellen. Da muss man eben durch, gleichgiltig ob der Floss auf eine Felsenkante geschleudert wird und man Gefahr läuft umzukippen, oder ob man bis in die Brust im Wasser steckt. Eine Stelle „retama“ genannt ist sehr gefährlich. Hier zwängt sich der Fluss durch eine Felsenschlucht, und bricht sich in der Mitte an drei gewaltigen Felsen; ausserdem beschreibt er an der Stelle noch eine Biegung. Die wackeren Ruderer müssen zuerst den äussersten Felsen in der Mitte des Flusses zu vermeiden suchen, aber ebensoschnell und gewandt müssen sie die Biegung gewinnen, um nicht an der gegenüberliegenden Felswand zu zerschellen.

Von weitem schon hört man das Getöse des Falles und immer geschwinder läuft das Fahrzeug dahin; jetzt saust es vorwärts, wie eine Kugel aus dem Laufe und dann . . . . . ein Plumps und ein Klatsch . . . . . und ganz im Gischt und Wellenschaum eingehüllt macht man den Sprung über den ca. 1½ m hohen Fall. Einen Augenblick schlagen die Wellen hoch über den Callapo hinweg und man atmet wirklich erleichtert auf, wenn man diese Stelle glücklich passiert hat; denn manches Opfer liegt hier begraben.

Am sechsten Tage der Flussreise passiert man die letzte Hügelkette der Anden und langt in einem kleinen Dorfe, Rurrenabaque, an. Hier heisst der Fluss nun Beni und hat auch dem ganzen Departement den Namen gegeben. Von hier aus breitet sich der ungeheure Urwald aus, der sich bis an den Atlantischen Ocean erstreckt und ich schätze die Strecke von Rurrenabaque bis Pará auf ca. 2500 km.

Ca. 800 km weiter unter Rurrenabaque mündet der Madre de Dios-Fluss in den Beni und noch ca. 100 km weiter vereinigt sich der Beni mit dem Mamoré, benennt sich von da an Madeirafluss und ist unter diesem Namen als einer der Zuflüsse des mächtigen Amazonenstromes bekannt.

Rurrenabaque, früher nur der Vorort und Hafenplatz von Reyes, hat sich in den letzten Jahren durch den Aufschwung der Gummi-Industrie zu einem relativ ansehnlichen Handelsplatz aufgeschwungen und da, wo vor einigen Jahren nur einige Indianerhütten standen, haben sich jetzt einige Geschäftshäuser etabliert, die Kaufläden eröffnet haben.

Reyes, ca. 40 km süd-östlich vom Flusse entfernt, an der Grenze zwischen Steppe und Urwald gelegen, spielt in der Kolonisations-Geschichte des bolivianischen Tieflandes eine bedeutende Rolle, obschon das Städtchen auch heute noch nicht über 1000 Einwohner zählt. Reyes soll in der Mitte letzten Jahrhunderts von den Jesuiten erbaut worden sein und dient zur Zeit noch als Kirchort und Sammelplatz der auf der ungeheuren Steppe wohnenden Farmer. In den 70er Jahren, als der Handel mit der Chinarinde noch blühte, gingen grosse Quantitäten dieses Produktes über Reyes nach Sta. Ana, ein ca. 300 km östlich gelegenes Städtchen am Yacumaflusse, und von da über den Mamoré nach Sta. Antonio am Madeira-Flusse und nach Europa.

Man wusste nämlich bis zum Jahre 1883 noch nicht, dass der Beni mit dem Mamoré zusammen den Madeira bildeten. Ein amerikanischer Arzt und Forscher Dr. Heath, der im Jahre 1878 den Mamoré bis zu der Mission Exaltación hintergefahren war, bereiste im genannten Jahre den Beni, nur von einem Indianer begleitet und als Fahrzeug ein ausgehöhlter Baumstamm, Canoa genannt. Er gelangte eines Tages zu einer Stromschnelle und da er wusste, dass es solche auch im Mamoré gäbe, sagte er, nun sei Hoffnung vorhanden nach dem Mamoré zu gelangen; daher der Name Cachuela Esperanza, den die Stromschnelle heute noch führt. Die kühnen Reisenden beförderten ihr Fahrzeug per Land auf die untere Seite des Falles und richtig! nach vierstündiger Fahrt erreichten sie die Mündung des Mamoré. Seit jenem Datum war die Flussschiffahrt auf dem unteren Beni nach dem Amazonas geöffnet. Früher nämlich wurden alle die ersten

Gummiprodukte flussaufwärts nach Puerto Salinas spediert, kamen von da per Ochsenkarren über Reyes nach Sta. Ana und wurden von dort per Boot nach Sto. Antonio im Madeira spediert.

Asiens Konkurrenz in Chinarinde warf diesen Handelszweig in Süd-Amerika zu Boden, denn Perú und Bolivia konnten, der hohen Frachtsätze wegen, nicht mehr konkurrieren. Gar manche Existenz und grosse Vermögen gingen in jener Krisis zu Grunde und so mussten denn die verarmten Chinahändler einen neuen Erwerbszweig suchen. Da nun in einigen Besitzungen neben der Chinarinde auch Gummibäume existierten, fingen einige Grundbesitzer an diesen Baum zu bearbeiten und auf diese Weise wuchs allmählig die Gummi-Industrie zu der Bedeutung, welche sie erlangte. Der europäische Bedarf wurde grösser, die Gummipreise stiegen und durch den Erfolg der Einen wurden Andere angespornt sich dieser Industrie zu widmen. Da diese Abenteurer jedoch noch keine eigenen Gummiwälder besassen, drangen sie kühn in den Urwald vor, und vom Glücke begünstigt, entdeckten sie solche, deren Ausbeutung sie nun übernahmen.

Reyes gewann durch den Aufschwung der Rohgummigewinnung, denn, durch seine Lage begünstigt, vermittelten die daselbst ansässigen Handelshäuser den Handel in Naturprodukten zwischen Farmer und Gummiarbeiter.

Reyes ist, wie schon bemerkt ein kleines Städtchen nordöstlich von La Paz ganz im Tieflande Boliviens gelegen. Seine geographische Lage fällt unter 14° 26 Min südlicher Breite und die Bodenerhöhung über dem Meeresspiegel beträgt, trotz der enormen Distanz, nicht über 250 m. Die Einwohnerzahl wird ca. 1000 betragen, von der ca. 200 der weissen, gebietenden Klasse angehören, der Rest aus Indianern und Mestizen besteht. Die Temperatur schwankt zwischen 25° und 38° Cel. in der heissen Zeit, sinkt jedoch wenn die Südwinde wehen bis auf 13 – 14° Cel.; immerhin dauern solche Niederschläge nur wenige Tage. Natürlich ist auch die Kleidung den klimatischen Verhältnissen angemessen, die Weissen tragen leichte weisse Waschkleider und die Indianer begnügen sich mit Beinkleid und Hemd; für Schuhwerk braucht der Eingeborene kein Geld. Die Mädchen und Frauen tragen ein sehr leichtes, kleidsames und malerisches Kostüm; es ist ein bis zu den Knöcheln reichendes faltiges Hemd mit kurzen

bauschigen Ärmeln, das mit einem Morgenkleide verglichen werden kann. Unter dem Kleide tragen sie einen weissen Unterrock. Da diese tipoï's, wie man das Kleid nennt, aus buntgedruckten Kattunstoffen angefertigt werden, die in allen Farben schillern, so gewährt eine Prozession z. B. einen reizenden malerischen Anblick. Die Indianerin von Reyes ist sehr reinlich und kokett, und gibt viel auf ihr Äusseres. In die glattgekämmten Zöpfe werden zwei schöne Seidenbänder eingeflochten und um den schlanken Hals hängt ein Halsband aus vergoldeten Glasperlen, an welchen kleine silberne oder goldene Münzen baumeln. Die Wohnhäuser der Weissen haben Lehmwände und Strohdächer und erinnern einigermassen an die alten strohbedeckten Bauernhäuser im Aargau. Die Eingeborenen leben in einfachen mit Palmblättern bedeckten Hütten. Die Wände werden mit senkrecht aneinandergebundenen Bambusstäben erstellt. Die Konstruktion einer solchen Hütte ist sehr einfach. Als Haupt- oder Grundpfeiler benutzt der Indianer zwei ca. 7 m lange Baumstämme aus Eisenholz, welche auf eine Distanz von 10 m von einander $1^1/_2$ m tief in die Erde gegraben werden; zu beiden Seiten der Grundpfeiler werden niedrigere Seitenpfeiler eingegraben und mit Quer- und Längebalken mit einander verbunden; ebenso die Hauptpfeiler durch den Firstbalken. Jetzt werden auf dem First die Dachbalken oder Scheeren mit Binsen zusammengebunden und an den Seitenbalken befestigt. Nun wird das Dach mit Palmblättern gedeckt, Bambusstäbe oder Schilfrohre bilden die vier Wände und in einem Zeitraum von ca. 14 Tagen wird ein solches Indianerhaus fertig erstellt.

Es ist interessant zu bemerken, dass die Indianer unter keinen Umständen bei zunehmendem Monde Material für den Häuserbau einsammeln; erst nach Vollmond werden die Balken umgehauen, die Palmblätter geschnitten. Man hat mich versichert, dass ein Palmendach bei Neumond geschnitten nur drei Jahre, nach Vollmond geschnitten jedoch 7—8 Jahre hält. Diese Meinung ist selbst unter den Weissen verbreitet und es mag wohl etwas wahres daran sein.

Das Vieh ist in Reyes sehr billig; eine Kuh oder junger Ochse zum Schlachten kostet nur ca. 20—30 Franken und eine nach dortigen Verhältnissen zahme und gute Milchkuh mit Kalb

zwischen 60—80 Fr. Es ist nämlich unbedingt notwendig das Kälblein mit der Mutterkuh zu kaufen; denn da läuft alles liebe Vieh frei herum, um sich die Nahrung zu suchen. Das Kalb wird darum im Hofe angebunden und ruft, wenn es Hunger hat, mit seinem Gebrüll die Mutter herbei, die alsobald eingefangen und gemolken wird. Es kommt aber öfters vor, dass die Rabenmutter das Kind ungesäugt lässt und dann hat auch der Milchtrinker das Nachsehen. Aber man lernt Geduld in den Tropen. Die Natur ist hier so reich und ausgiebig, dass kein Heu gesammelt, auch für keine Unterkunft für das Vieh gesorgt werden muss. Pferde, Maultiere, Stiere, Ochsen, Kühe, Kälber und Schafe, alles lebt im Freien und sucht sich seine Nahrung selbst. Abends, wenn die Stechfliegen in der Pampa das Vieh belästigen, drängt sich die ganze Heerde in die Strassen des Ortes und lagert wo es Unterschlupf findet. Gar oft kommt es vor, dass der einsame Wanderer, der sich nachts etwas verspätet nach Hause begibt, unversehens rittlings auf einer Kuh sitzt, oder über ein sanft schlummerndes Rind auf die Nase fliegt. Die Beleuchtung der Stadt Reyes ist nämlich noch sehr primitiv. An den vier Ecken des Dorfplatzes werden Laternen mit Talgkerzen aufgestellt, ebenso muss jeder Hausbesitzer vom Einnachten an bis 9 Uhr Abends ein Licht vor die Türe stellen; wer später nach Hause geht, muss für Privatbeleuchtung sorgen, ansonst ihm eines der oben angedeuteten Abenteuer passieren kann.

Die Bevölkerung von Reyes, sowie desjenigen Teiles der Provinz Beni, wo offenes Feld und Pampa ist, beschäftigt sich ausschliesslich mit Viehzucht und Ackerbau. Die hacienderos oder estancieros, wie man sie da nennt, haben ihre Grundbesitze über der Pampa verstreut, meistens in der Nähe eines Baches oder einer Lagune, des Trinkwassers wegen, und, wenn möglich auf einer kleinen Bodenerhöhung, wo sie in der Regenzeit vor Überschwemmung geschützt sind. So ein estanciero sucht sich ein passendes Gefilde aus, schätzt so viel Land ab, als er für seinen Unterhalt für nötig hält und stellt sodann das Konzessionsgesuch an die Regierung. Diese anerkennt dasselbe, wenn keine älteren Ansprüche auf das Land geltend gemacht werden; der Komplex wird von einem Geometer abgemessen, der Plan aufgestellt, und der Bittsteller ist nunmehr rechtmässiger Eigen-

tümer des Grundbesitzes gegen eine Vergütung von 20 Cts. per Hektar. Das Vieh, das sich in seinem Grunde aufhält und nicht die Feuermarke eines anderen Besitzers aufweist, gehört ihm d. h. er darf dasselbe einfangen und als Schlachtvieh benützen. Es gibt Farmen, die nominell über 5000 Stück Hornvieh besitzen, davon sind aber höchstens 10% von materiellem Werte, nämlich zahmes Vieh, das jeden Abend in der Nähe der Farm in einer Einzäumung die Nacht zubringt zum Schutze gegen die Raubtiere. Es gibt bemittelte Farmer, welche bis zu 200 zahme Zugochsen und 200—300 Milchkühe besitzen. Die Kühe werden gemolken wenn sie junge Kälber haben und die Milch zur Zubereitung von Käse benützt. Butter kann fast keine zubereitet werden, da die Milch infolge des salzarmen Futters sehr wenig Rahm gibt.

Das wilde Vieh, das frei auf der Pampa lebt und sehr scheu ist, hat nur insofern einen Wert, als es zur Zubereitung von Pöckelfleisch verwendet werden kann. Zu diesem Zwecke ziehen früh morgens 8—10 Berittene von der Farm weg, jeder mit zwei Lazzos bewaffnet. In weitem Kreise wird die wilde Rinderherde umzingelt und von allen Seiten zugleich beginnt der Angriff. Wenn ein Stück Hornvieh eingefangen ist, wird es mit den Hörnern dicht an einen Baumstamm angekoppelt und der cowboy setzt seine Jagd fort bis er, wenn ein gewandter Reiter und Lazzowerfer, 10—15 Stück eingefangen hat. Oft geschieht es, dass wilde, böse Stiere den Kuhhirten angreifen und dieser sein Heil in der Flucht suchen muss, ja es kommt vor, dass Pferde von den Stieren getötet werden und der Reiter zu Fuss nach Hause muss.

Wenn der Farmer die zur Pöckelfleischzubereitung genügende Zahl Hornvieh eingefangen hat, dann wird an Ort und Stelle mit dem Schlachten begonnen. Das Fleisch wird von den Knochen gelöst, in dünne Scheiben zerschnitten, eingesalzen und an der Sonne getrocknet. Das Fett wird ausgesotten und zu Kochschmalz verwendet. Die Abfälle und Eingeweide gehören den Aasgeiern, die im Beni sehr zahlreich vorkommen und durch Vertilgung des faulen Fleisches und jeglicher Abfälle den Menschen unschätzbare Dienste leisten. Es ist darum auch verboten, diese hässlichen Vögel zu töten.

Selbstverständlich treiben die Farmer neben der Viehzucht auch Ackerbau, jedoch meistens nur um den eigenen Bedarf zu decken, nicht in grossem Massstabe zum Verkaufe. Nur wenn die Ernte recht ausgiebig ist, wird der Überschuss verkauft, da es für kleinere Quantitäten immer Abnehmer gibt. Die Haupt-Landesprodukte sind: Reis, Mais, Bananen, Zuckerrohr, die jährlich zwei Ernten haben. Bananen gibt es das ganze Jahr. Das Zuckerrohr wird entweder zur Zuckerbereitung verwertet, oder zur Schnapsbrennerei, und leider ist die letztere Ausbeutung des Rohres die häufigere, da die Farmer behaupten, die Schnapsbrennerei lasse eine grössere Rendite.

Der Schnapskonsum ist unter den Weissen, wie den Eingeborenen ein grosser und dem Laster des Trinkens fällt manche Existenz zum Opfer.

Tabak und Kaffee wird nur in dem Massstabe gepflanzt, als für den Konsum der Reyion notwendig ist, da der Export dieser Artikel wegen der hohen Frachtsätze nicht rentiert. Schade, denn die Qualität soll eine vorzügliche sein.

Andere Naturerzeugnisse, wie Baumwolle, Pfeffer, Vanille und Cacao wachsen wild und werden gelegentlich von irgend Jemandem geerntet, der sich die Mühe nehmen will, diese Arbeit zu unternehmen.

Der Haupt-Grundbesitz ist auch hier im Beni in den Händen der Weissen, welche in grosser Mehrzahl von Sta. Cruz de la Sierra stammen, einer Stadt in Süd-Osten Boliviens von ca. 16,000 Einwohnern. Diese Heiligenkreuzstädter oder Cruzeños sind wohl die reinsten Abkömmlinge der Spanier, da Sta. Cruz vor ca. zwei Jahrhunderten eine Strafkolonie der Spanier war und alle politischen-, wie Civil-Verbrecher dahin verbannt wurden. Die Cruzeños haben auch einen grossen Rassenstolz und fühlen sich bedeutend besser, als die Einwohner des Hochplateau, denen sie den Vorwurf machen von den Indianern abzustammen.

Die Ureinwohner des Beni-Gebietes, die christlichen Indianer betreiben ebenfalls Viehzucht und Ackerbau, jedoch in ganz kleinem Massstabe, ihren persönlichen Ansprüchen genügend. Die grosse Mehrzahl derselben erntet nicht so viel, als dass der Einzelne die Erzeugnisse gegen Stoffe und Kleidungsstücke austauschen könnte, sondern er muss sich meistens an Handels-

häuser als Ruderer oder an Farmer als Knecht verdingen, um sich bekleiden zu können. Auf diese Weise entsteht ein eigentümliches Verhältnis zwischen Herrn und Knecht, das mit folgendem Beispiel deutlich veranschaulicht werden kann. Der Eingeborene erhält einen Vorschuss in Geld und Waren von Fr. 300.—, verpflichtet sich dafür, für das Geschäftshaus soviele Flussreisen zu machen, bis seine Schuld abgetragen ist. Für eine solche Flussreise, welche 45—60 Tage dauert, erhält der Ruderer einen Lohn von Fr. 80.— und freie Verpflegung; hat er sich als Landarbeiter verdingt, so kriegt er Fr. 2.— Taglohn, sowie freie Kost und Logis. Es kommt jedoch öfters vor, dass der Eingeborene sich durch das Laster des Trinkens schwer verschuldet, indem er durch wiederholte Geldaufnahmen seinem Herrn bis über Fr. 1000.— schuldet. Da ein Gesetz existiert, welches dem Prinzipal verbietet dem Knechte Interessen zu berechnen, so wird er als Gegenleistung von den Behörden insofern unterstützt, dass der Indianer matrikuliert, und seine Schuld öffentlich anerkannt wird. Durch diesen öffentlichen Akt wird der Knecht verpflichtet, keinem andern Prinzipal zu dienen, bis er mit seiner Arbeit die Schuld getilgt hat. Die Schuld des Eingeborenen ist jedoch persönlich und darf unter keinen Umständen auf seine Angehörigen übertragen werden, stirbt er, so ist seine Schuld getilgt. Das Verhältnis des Herrn zu dem Diener gestaltet sich auf diese Weise, wie die Hörigen zur Zeit des Feudalismus zu ihren Herren. Dies sind zwar altertümliche Einrichtungen, aber der Indianer stellt sich dabei gar nicht am schlechtesten, denn er zieht fröhlich aus seinem Prinzipal heraus, was er kann und stirbt er einmal, dann ist die Rechnung ausgeglichen.

Es ist mir aufgefallen, wie wenig Ehrgeiz der Indianer besitzt, was Selbständigkeit anbelangt. Es ist ihm gleichgiltig, sein ganzes Leben lang eines Herren Knecht zu sein; er strebt nach keinem höheren Ziel, als sich ab und zu einmal recht zu betrinken. Je mehr Schnaps er von seinem Herrn kriegt, desto besser ist derselbe in seinen Augen. Es ist mir vorgekommen, dass einer meiner besten, aufgewecktesten Jungen sich einen andern Prinzipal suchen wollte, nur weil ich mich weigerte ihm eine ganze Büchse Alkohol zu geben und ihm Vorstellungen machte, dass er an einem Tage seinen Gehalt von zwei Monaten vertrinken wollte.

Die Eingeborenen des Beni-Gebietes stammen grösstenteils aus den Missionen von Trinidad, Sta. Ana, Exaltación, Reyes, Tumupasa und Ixiamas. Heute existieren nur noch die Missionen von Tumupasa und Ixiamas, da Trinidad, Sta. Ana und Reyes Kirchorte geworden sind, Exaltación aber ausgestorben ist. Tumupasa liegt ca. 90 km vom Benifluss entfernt, auf dem Wege über Apolo nach La Paz; Ixiamas liegt noch etwa 150 km weiter nördlich, gegen die Zone des Gebietes des überaus gefürchteten wilden Indianerstammes der Guarayos. Die Mission Ixiamas besteht aus einem von Franziskaner Mönchen erbauten Kloster und vielleicht 150 Indianerfamilien. Heute ist zwar nur noch 1 Pater da, der die religiösen Ceremonien der Gemeinde besorgt.

Zwischen den christlichen Indianern von Ixiamas und den Guarayos besteht ein Rassenkampf, der keinen Pardon kennt. Oft wagen sich die Wilden bei Nacht bis in die unmittelbare Nähe der Mission und suchen durch Pfeifen und Heulen die Bewohner aufzuschrecken und einzuschüchtern, aber die Indianer der Mission sind alle mit Feuerwaffen versehen und es genügen gewöhnlich einige Schüsse, die Wilden in die Flucht zu schlagen. Die Wilden haben keine andere Waffen als den Pfeil, aber wenn sie ihre Feinde aus einem Hinterhalte überraschen können, so tun sie es und öfters hört man erzählen, dass einsame Wanderer, von Pfeilen durchbohrt, tot aufgefunden wurden.

Eine Indianerin, die bei mir im Dienste war, erzählte mir, dass sie einst als junges Mädchen mit einer Verwandten und deren Kind von Ixiamas nach Tumupasa wanderte. Auf dem Wege hielten sie Rast und die Indianerin ging einige Minuten in den Wald, um Früchte zu pflücken, als sie zum Lagerplatze zurückkehrte, fand sie ihre Verwandte, von mehreren Pfeilen durchbohrt leblos im Gras liegen; das Kind aber war verschwunden, von den Wilden entführt.

Die Guarayos bewohnen laut Berichten und Annahmen die Oberläufe verschiedener Zuflüsse des Beni, wie z. B. des Tequeje Hundumo und besonders des Madidiflusses, ihr Gebiet soll sich jedoch weit nach Westen bis an die Andenkette in der Nähe Cuzcos in Peru erstrecken. So viel ist erwiesen, dass die Guarayos einer von Jagd- und Fischfang lebenden Nomaden-Tríbu angehören. Immerhin treiben sie auch Ackerbau und pflanzen auf

viele km langen Strecken den Flussufern entlang, Bananen, Reis und Mais. Der Guarayo ist mit Pfeil und Bogen bewaffnet und bedient sich dieser Waffe selbst zum Fischfang. Trotz der Anstrengungen, welche von der Regierung, von Missionen sowohl, wie von privater Seite gemacht worden sind, durch Geschenke, welche man an den von Wilden besuchten Stellen hinterliess, die Wilden zu veranlassen, mit den Weissen in freundschaftlichen Verkehr zu treten, ist es noch nie gelungen dieselben zu einer regelmässigen Arbeit zu bewegen.

Letztes Jahr machten diese Guarayos zum ersten Male einen Besuch in der Gummi-Ansiedelung Madidi, welche deren Gebiet streift. Sie erschienen anscheinend in friedlicher Absicht und hatten ihre Waffen irgendwo im Urwalde gelassen; doch wollte es der Zufall, dass der Verwalter mit allen Leuten abwesend war und nur einige Greise und Frauen in den Wohnungen hausten. Trotzdem verhielten sich die Wilden zurückhaltend und verliesen den Ort ohne Unheil anzustellen. Nach drei Wochen kehrte eine neue Schar von ca. 24 Mann wiederum in Madidi ein, es waren neue Leute, nur von zwei Wilden geführt, welche schon das erste Mal da gewesen waren. Diesmal waren sie schon ein wenig dreister, begannen mit den Frauen zu tändeln, untersuchten die Wohnungen und nahmen alles mit sich, was ihnen gefiel, aber auch diesmal verschonten sie das Leben der erschrockenen Frauen und Kinder.

Nach abermaligem Unterbruch von einigen Wochen erschienen die Guarayos zum dritten Male; wiederum neue Gesichter und diesmal bewaffnet. Diesmal wäre es vielleicht zu Blutvergiessen gekommen, wenn nicht zur selben Zeit die Leute des Madidi, 30 gut bewaffnete Männer, von ihrer Expedition nach Hause gekehrt wären. Der manager der Ansiedelung, ein Deutscher, liess sogleich den Wilden ein Essen aus altem Pöckelfleisch und Talg zubereiten, das sie mit Heisshunger verschlangen. Die Wilden wurden gut behandelt, erhielten am folgenden Tage Äxte und Waldmesser und wurden von einem Aufseher zur Arbeit geführt. Dies schien jedoch den Guarayos wenig zu behagen, denn schon nach einstündiger Arbeit warfen sie Axt und Messer weg, legten sich hin und wollten nicht mehr mittun.

Der Ansiedler liess nun 17 Wilde nach der am Beniflusse gelegenen Mission Carinas bringen, mit dem Auftrage an den

dort wohnenden Franziskaner-Mönch, er möge die Leute zu bekehren suchen. Verlorene Liebesmühe! man mochte sie durch Zeichen oder mit der Aacana-Sprache anreden, sie antworteten immer nur das eine Wort: chamá, chamá! mehr war nicht aus ihnen herauszubringen. Diese Wilden sind jedenfalls aufgeweckte Köpfe und müssen eine leichte Auffassungsgabe haben, denn wenn man ihnen Gegenstände zeigte, wie z. B. Messer, Löffel und Gabel, diese Worte langsam aussprach, so sagten sie die Wilden deutlich nach.

Nachdem sie sich einige Tage in der Mission sehr gut aufgeführt hatten und dadurch das Zutrauen der Bewohner einigermassen erworben, waren sie eines Morgens verschwunden, hatten sich während der Nacht aus dem Staube gemacht. Zur selben Zeit waren auch die 7 Guarayos, welche im Madidi geblieben waren, ausgekniffen.

Nach dieser Begebenheit befürchteten die Ansiedler der benachbarten Barraken mit Recht einen bevorstehenden Überfall der Wilden und um diesem zuvorzukommen, rüsteten sie sich selbst zu einer Strafexpedition. Diese wurde durch ca. 40 mit Winchester-Karabiner oder Jagdflinten bewaffneten Leuten gebildet und teilte sich in zwei Gruppen, deren eine per Boot den Fluss aufwärts ruderte, die andere jedoch den viel kürzeren Landweg durch den Urwald einschlug.

Nach 14-tägiger Reise trafen sie mit einer grossen Truppe Guarayos zusammen, welche ihnen in voller Kriegsrüstung entgegenzog, es kam zu einem Kampfe, der natürlich mit der gänzlichen Flucht der Wilden endigte, wobei dieselben ca. 30 Tote verloren haben sollen.

Ich habe alle diese Details aus dem Munde eines Schweizers, der die Expedition mitgemacht hat.

Da alle Bemühungen, den Wilden die Kultur beizubringen, erfolglos geblieben sind, so gebietet es der Selbsterhaltungstrieb der Benianer, die Wilden durch jährliche Strafexpeditionen einzuschüchtern. Der Gummi-Industrielle tut es nicht gern, da diese Expeditionen mit grossen materiellen Opfern verbunden sind, man darf nämlich auf dem Marsche, um sich den Wilden nicht zu verraten nicht abkochen und kein Feuer anmachen, der ganze Proviant muss aus Konserven bestehen und diese kosten viel

in den Tropen. Ausserdem verliert der Ansiedler die Arbeit seiner Leute, die als die Mutigsten auch meistens die besten Gummiarbeiter sind, wodurch notwendigerweise eine Verminderung in der Gummiproduktion entsteht.

Dennoch lassen sich diese Expeditionen nicht vermeiden, denn so oft einmal ein Jahr eine solche ausgefallen ist, sind die Wilden wieder vorgerückt und haben die Gummiarbeiter bedroht.

Wie ich vorher angedeutet habe, versorgen die Handelshäuser von Reyes die Gummiproduzenten des Beni-Flusses mit Proviant und Waren. Es existieren im Flusse ca. 20 solcher Ansiedelungen, Barraken genannt. Die Artikel, welche hauptsächlich verbraucht werden, sind: Pöckelfleisch, Schmalz, Zucker, Salz, Kaffee, Talg, Mehl, Seife, dann Kattun- und Weisszeugstoffe, Kleiderstoffe, Waffen, Munition, Pulver, Zündhütchen, Waldmesser, Kochgeschirre, Wolldecken und viele andere Artikel mehr. Die Firmen besitzen als Beförderungsmittel all dieser Waren ihre eigenen Fahrzeuge, roh aus Holzbrettern zusammengezimmerte Boote von 9—11 m Länge, 2½—3 m Breite und 9—11 Tonnen Tragkraft. Diese Boote werden mit 12—16 Ruderern und 1 Steuermann bemannt. Das ewig trübe Wasser des Flusses gestattet nicht, dem Kanal d. h. der tiefsten Stelle genau nachzufahren und es geschieht oft, dass man auf einer Sandbank auffährt. Es dürfen daher auf all den bolivianischen Flüssen keine Ziehruder gebraucht werden, sondern der Indianer bedient sich als Ruder einer Art Schaufel mit 1½ m langem Stiel, unten etwas abgerundet. Mit dem Gesicht vorwärts gekehrt, setzt er das Ruder vor sich in das Wasser und stösst es mit einer kräftigen Armbewegung nach rückwärts. Diese Art zu rudern hat den Vorteil, dass die Indianer immer bereit sein können, das Ruder schnell wegzulegen und ins Wasser zu springen, was jedesmal geschehen muss, wenn das Boot aufläuft, denn augenblicklich dreht die Strömung das Boot quer und es würde umkippen, wenn die Ruderer nicht sogleich die Seiten des Bootes hochhalten würden. Wenn die Ruderer erfahren und gewandt sind, so warten sie nicht bis die Strömung das Boot gekehrt hat, sondern springen, sobald sie fühlen, dass man aufgefahren ist, in's Wasser und schieben das Boot nach der tiefsten Stelle des Flusses hin. Da die Temperatur des Wassers nie unter 20° Cel. geht, so ist es

ein Vergnügen für die Jungens ein Bad zu nehmen und da deren Bekleidung nur aus Hosen und Hemd besteht, so sind ihre Sachen alsbald wieder trocken.

Die Fahrt bis zu der ersten Ansiedelung dauert je nach dem hohen oder niedrigen Wasserstande 7—10 Tage. Der Fluss zieht sich in n.-n.-östlicher Richtung hin, beschreibt jedoch oft kolossale Biegungeu, so dass man nach mehrstündiger Talfahrt an Stellen kommt, wo man nur einige hundert Meter vom oberen Teile des Flusses entfernt ist. Zur Mittagsstunde wird gelandet um abzukochen und da hebt sich denn auf dem schnell gesäuberten Lagerplatze, im Schatten mächtiger Baumriesen, ein reges Treiben an. Da gehen einige in's Dickicht um Brennholz zu sammeln, während der des Kochens kundige Indianer bereits mit dürrem Reisig das Feuer anmacht. Die Gehülfen des Kochs schneiden Pöckelfleisch, waschen den Reis und schälen Bananen, wieder einer rupft eine im Laufe des Morgens geschossene Wildente oder einen Papagei. Stets gehen zwei bis drei der rüstigsten Burschen auf die Jagd und es ist eine Seltenheit, wenn sie ohne Beute heimkehren. Andere wieder, welchen keine Arbeit zugeteilt ist, flicken ihre Hosen oder waschen Kleider in den trüben Fluten des Flusses. Wenn man öfters etwas tiefer in's Dickicht dringt, findet man einen faulen Kunden der sich eine Siesta gönnt, oder ein anderer sitzt auf einem vom Sturme gefällten Stamme und lässt sich vom Kameraden das Haupthaar scheeren. Kurzum es entfaltet sich ein lustig fröhliches Treiben auf dem Lagerplatze, denn die Jungens sind immer fidel, pfeifen, lachen und schreien und wenn gar einer der Jäger ein Reh oder ein fettes Wildschwein nach dem Lager bringt, so erhebt sich oft ein herzbetörendes Freudengeheul.

Für den Jäger ist der Beni einfach ideal, denn oft bietet sich Gelegenheit vom Boote aus allerlei Wild zu erlegen. Am meisten werden wohl Affen erlegt, die hier in grossen Truppen leben. Das beste Fleisch liefern die grossen schwarzen Affen — Marimonos — aber auch der rote Brüllaffe — Maneche und der Silberaffe — Silbador, verzehrt der Indianer mit Herzenslust. Fasanen, Auerhähne, Papageien aller Art, Wildgänse- und Ente, dann Murmeltiere, Gürteltiere, Nasenbären, Ameisenbären, Stachelschweine, Wild- und Wasserschweine, pecaris,

Rehe und Antilopen und ab und zu auch der Tapir werden von dem Jäger erlegt. In der trockenen Zeit, wenn kein Wasser im Urwalde ist und er zur Tränke an den Fluss kommen muss, wird auch der Jaguar zum Schusse gebracht.

Nach beendeter Mahlzeit nehmen die Indianer noch schnell ein Bad und nach zweistündiger Rast wird der Lagerplatz verlassen und dann geht das Rudern weiter bis um die 6. Abendstunde. Um diese Zeit suchen sich die Leute einen günstigen Lagerplatz für die Nacht. Ist das Wetter zweifelhaft, dann bauen sich die Leute mit Palmblättern ein kleines Dach um sich vor dem Regen einigermassen zu schützen, sonst wird der Boden nur ein wenig geebnet, einige Palmblätter aufgelegt, eine Wolldecke darüber ausgebreitet und das Nachtlager ist fertig. An beiden Enden des Lagers werden Stangen in den Boden gesteckt, an welchen das Mosquitonetz befestigt wird, denn ohne Netz kann kein Mensch schlafen, da im Urwalde unzählige Stechfliegen vorkommen. Das Netz ist auch sehr nützlich, da es gegen den starken Taufall schützt. Oft sind am Morgen die Netze vom Tau so nass, dass man sie auswinden kann.

So geht die Reise tagelang durch den Urwald bis man endlich in der ersten Barake anlangt. In den Ansiedelungen wird man immer sehr freundlich empfangen, selbst wenn man nicht bekannt, denn der Benianer ist überaus gastfreundschaftlich. Der Reisende wird nicht nach seinem Namen gefragt, er wird freundlich aufgefordert einzutreten um am Tische Platz zu nehmen, wo man als Empfangstrunk eine Tasse starken schwarzen Kaffee serviert, der vorzüglich schmeckt. Von Geschäften wird vor der Hand nicht gesprochen, der einsame Ansiedler des Beni will auch gern einmal wissen, was in der Aussenwelt vorgeht. Also man kramt die Neuigkeiten aus und erkundigt sich auch über die Ereignisse im Flusse, nach dem Befinden der Familie etc., kurzum die ersten Stunden vergehen mit Plaudern und Erzählen. Inzwischen wird der Tisch gedeckt und man wird genötigt sich an der gemeinsamen Mahlzeit zu beteiligen. Umstände werden keine gemacht, man muss mit dem Vorgesetzten vorliebnehmen, auch wenn es öfters nicht so gut schmeckt; denn der Ansiedler würde sich gekränkt fühlen, wenn man sich weigerte an seinem Tische Platz zu nehmen. Eine höchst komische Sitte,

über die ich mich im Anfange entsetzt, nachher herzlich belacht habe ist die, dass sich Gross und Klein, Alt und Jung nach der Mahlzeit kaltlächelnd den Mund am Tischtuche abwischt.

Der Ansiedler in den Gummiwäldern hat ein ziemlich mühevolles Dasein, da die Gewinnung des Rohgummi eine sehr delikate Arbeit und hauptsächlich den Launen der atmosphärischen Schwankungen sehr unterworfen ist. Man darf nicht etwa annehmen, dass die Besitzungen in regelmässig angepflanzten Gummibäumen besteht, wie dieselben heute in Ceylon und Sumatra existieren, o nein! in Beni liegen die Bäume zerstreut im Urwalde und nicht mit Unrecht wird der Gummibaum der Einsiedler des Urwaldes genannt.

Ich habe vorher erklärt, wie die Farmer in der Pampa in den rechtmässigen Besitz der Grundstücke gelangen. Ähnlich verhält es sich im Urwalde des Beni. Ein Ansiedler zieht von Knechten begleitet auf die Suche nach dem wertvollen Baume und hat das Recht jeden von ihm aufgefundenen Baum als sein Eigentum zu betrachten. Zu diesem Zwecke nimmt er eine mit seinen Initialen versehene Feuermarke mit sich und brennt jeden aufgefundenen Stamm an. Wenn die Suche beendet ist, die öfters mehrere Wochen, ja Monate in Anspruch nimmt, so stellt er ebenfalls ein Gesuch an die Regierung, in welchem er die ungefähre geographische Lage des Ortes und die Anzahl der gezeichneten Bäume angiebt. Jeder Komplex, der 120—150 Gummi-Bäume einschliesst, wird estrada genannt und für jede estrada zahlt der Ansiedler 1 Bolivianer = Fr. 2.— Steuer jährlich. Wenn er die Steuer 15 Jahre lang bezahlt hat, so gehört Grund und Boden ihm und die Regierung stellt ihm den Besitzungstitel aus. Selbstverständlich müssen auch hier die Grenzen der Besitzung durch einen vereideten Landmesser aufgenommen und in den Staatsarchiven eingeschrieben werden. Es gibt Besitzungen mit 60 aber auch solche mit über 500 estradas. Solche Ansiedelungen umfassen natürlich einen ungeheuren Komplex Landes, denn eine einzige estrada umfasst viele Hektaren. Bei vielen Ansiedlern braucht ein Fussgänger mehrere Tage, um deren Besitz zu durchqueren, allerdings muss ich hier beifügen, dass ein Fussgänger im Urwalde nicht mehr als durchschnittlich 50 km per Tag zurücklegt.

Der Gomero, wie man den Ansiedler der Gummiwälder nennt, verfügt über eine Anzahl Leute, welche die Arbeit des Gummipickens besorgen. Das Kontingent dieser Arbeiter rekrutiert sich meistens aus Indianern des Beni-Gebietes, aus den Missionen von Tumupasa und Ixiamas oder aus den Ortschaften Rurrenabaque, Reyes, Sta. Ana, Trinidad, es widmen sich aber in letzter Zeit auch Weisse von Sta. Cruz und viele Peruaner dieser Industrie.

Man unterscheidet 2 Arten Arbeiter, nämlich: Knechte = peones und Kontratisten = frequezeo. Erstere erhalten Wohnung und Nahrung von ihrem Herren, beziehen ein monatliches Fixum während der Ruhezeit d. h. in der Zeit in welcher die Bäume nicht bearbeitet werden, während der Picke (Gummiernte) aber erhalten sie einen vereinbarten Preis auf jede arroba Gummi = 11,5 kg, so dass der arbeitsame Picker mehr Gehalt einnimmt, als der Träge.

Die Freguezes nun, welche öfters selbst einige Knechte haben, mieten sich vom Besitzer soviele estradas, als sie und ihre Leute bearbeiten können und müssen an denselben eine Abgabe von 15% des Ertrages in Gummi entrichten. Dafür darf er dann aber frei über den von ihm hervorgebrachten Gummi verfügen und ohne Kontrolle des Besitzers an die Kaufleute abtreten. Diese Art der Gummiexploitation ist zwar nicht sehr beliebt, da sie bei gewissenlosen Freguezen Anlass zum Raubsystem gibt d. h. dass derselbe um recht viel Gummi herauszuholen, die Stämme dermassen bluten macht, dass sie in wenigen Jahren absterben.

Die Arbeit des Gummipickens geht folgendermassen vor sich. Jeder peon bearbeitet täglich eine estrada von 120-150 bis 180 Bäumen, je nachdem dieselben dicht von Gummibäumen bewachsen ist. Früh morgens um 3—4 Uhr fängt er an die Stämme zu schröpfen, wobei er folgendermassen verfährt: Mit einem ganz kleinen Beilchen versehen, nachadinno genannt, macht er in die Rinde des Baumes einen Kerbschnitt, der so genau gegeben werden muss, dass er nur bis auf die Schleimhaut führt, den Stamm aber unberührt lässt. Unter der Wunde nun, die sich alsobald mit einer weissen schleimigen Flüssigkeit füllt und die man der Farbe halber Milch nennt, zwängt er einen zinnenen

Becher = tichela in die Rinde. Nun läuft die Milch langsam in den Becher hinein und je nach der Frische des Baumes füllt sich derselbe allmählig. Jeder Baum kriegt 3—6 tichelas und es ist die ziemlich delikate Aufgabe des Arbeiters, den Baum nach Umfang und Alter zu beurteilen, wieviele Kerbschnitte bezw. tichelas er vertragen kann. Diesen Scharfblick gewinnt der peon nur mit langer Praxis.

Durchschnittlich hat jeder peon 450—600 tichelas, die er täglich an seine Stämme zu befestigen hat. So geht er von Baum zu Baum bis er seine 150 oder 180 Stämme angezapft hat. Wenn diese erste Operation des Blutens erledigt ist, beginnt diejenige des Sammelns der Milch, wobei er selbstverständlich bei dem Baume beginnt, den er zuerst geblutet hat. Mit einem zinnernen Gefäss von ca. 7 Liter Gehalt beginnt er die Runde und entleert die tichelas in den Behälter; die leeren tichelas, gut gereinigt, lässt er am Fusse des betreffenden Baumes zurück.

Ist die estrade ausgiebig so erntet der Arbeiter 1½—2 solche Gefässe voll pro Tag, die er dann nach seiner Wohnung bringt, wo sich der Rauchofen befindet. Hat der Indianer Frau und halberwachsene Kinder, so müssen sie bei der Beschäftigung des Einsammelns mithelfen.

Ist auch diese Arbeit abgetan und er mit seiner Gummimilch nach dem Sammelplatz oder centro zurückgekehrt, so wird mit der dritten Operation begonnen, nämlich mit dem Räuchern des Gummi. Zu diesem Zwecke hat der Arbeiter einen kleinen tönernen Ofen nur ca. 50 cm hoch von der Form einer Granate oder um den Vergleich anschaulicher zu machen, eines dicken Zuckerstockes. Oben an der Spitze ist eine Öffnung für den Rauch und unten ein Loch für die Feuerung angebracht. Der Gummi-Arbeiter braucht als Brennmaterial hauptsächlich die getrockneten Früchte einer Palmenart, Motaqui genannt, und dieselben erzeugen einen dichten qualmartigen Rauch. Zu beiden Seiten des Ofens sind dicke Stöcke in den Boden gerammt, am oberen Ende geteilt und auf diesen Stöcken liegt eine Querstange, deren mittlerer Teil direkt über der oberen Öffnung des Ofens liegt. Wenn nun die Feuerung im Gang, der Rauch recht dicht ist, schöpft der peon aus dem neben ihm stehenden Behälter die Gummimilch und entleert sie langsam auf die Querstange

über dem Ofen, wobei er dieselbe fortwährend dreht. Sobald die Flüssigkeit mit dem Rauche in Berührung kommt, so coaguliert sie sich, wird kompakt. Diese Operation wird fortgesetzt bis keine Milch mehr da ist und alsdann ist die erste Schicht geräuchert, eine Tagesarbeit abgetan. Das Gummibrot, wie die geräucherte Masse genannt wird, kriegt 7—8 Schichten, bis es ein Gewicht von ca. 40 kg erreicht. Jetzt ist das Produkt zum Transport bereit, wird aber noch einige Zeit an der Sonne getrocknet, da es im Anfange sehr an Gewicht verliert. Wenn das Brot vom Räuchern kommt, ist es ganz weiss, wird aber durch den Einfluss der Sonne und des Rauches immer dunkler bis es ganz schwarz ist. Je dunkler die Farbe des Brotes, umso älter, trockener und wertvoller ist dasselbe, weil es dann nicht mehr viel an Gewicht verliert. Man rechnet die merma d. h. der Gewichtsverlust eines Brotes vom Tage des Räucherns an bis es ganz trocken ist auf ca. 30 % und kein Händler wird ein helles Brot mit dem Bruttogewichte annehmen, je nach dem Alter des Brotes werden 15—12 und 8 % tara berechnet und selbst auf 3 Monate alten Gummi bekommt der Händler noch 4 % Tara.

Ein guter Gummi-Arbeiter bringt in einer halben Ernte 300—350 kg aus seiner estrada, wenn dieselbe noch nicht sehr alt ist, der Durchschnittsertrag einer estrada darf auf ca. 250 kg gerechnet werden.

Eine ganze Gummiernte wird 1 fábrico genannt, diese verteilt sich in 2 halbe = mediosfábricos. Die erste Hälfte wird im November begonnen und dauert bis Ende Januar, höchstens bis zur Fastnacht, die zweite Hälfte wird im Mai begonnen und zieht sich bis Ende August — Mitte September hin. In der Zwischenzeit Februar — Mai werden die Felder bestellt, die nötigen Nahrungsmittel gepflanzt, Bananen, Mais, Reis, Juna, Tabak etc. Im September — November wird dann geerntet, ebenso werden die Wohnhäuser für die bevorstehende Regenzeit ausgebessert, wenn es Not tut.

Arbeit gibt es in einer solchen Ansiedelung immer, besonders wenn die centros und estradas weit entfernt sind. Im Anfange wurde in der nächsten Nähe der Barrake der Gummi ausgebeutet, da jedoch die alten estradas wenig Rendite mehr gaben, mussten neue weiter entfernte estradas aufgetan werden. Man nennt eine

estrada öffnen, wenn man den Urwald von Schlinggewächsen säubert und kleine Fusspfade ebnet, welche von Baum zu Baum führen. Da bei den grösseren Besitzungen die Distanzen so gross sind, dass die Leute nicht jeden Abend in die Ansiedelung zurückkehren können, so haben die meisten Gomeros mitten im Urwald die Wohnhäuser der Arbeiter bauen lassen und diese Zweig-Ansiedelungen nennt man centros. Jedes centro hat einen Aufseher — mayordomo und umfast 30—40 estradas. Auf diese Art verliert der peon wenig Zeit und wird nicht von der Arbeit zerstreut. Die Haupt-Ansiedelung die immer am Ufer des Flusses liegt, versorgt alsdann die verschiedenen centros mit Proviant und Werkzeugen, und macht die Ankäufe in Waren für die Leute.

Man hat mir berichtet, dass im Beni hauptsächlich die syphonia elastica existiert, währenddem im Unterlaufe des Madeiraflusses hauptsächlich die Hevea vorkommen soll. Da ich kein Botaniker bin und ich auch drüben keine wissenschaftlichen Bücher zu meiner Verfügung hatte, so muss ich mich hierüber an das halten, was man mir gesagt hat.

Das Leben in einer solchen Barrake ist höchst patriarchalisch. Der Besitzer derselben ist alles in einer Person. Er ist Vater, Patron, Richter, Arzt und sogar Seelsorger; denn er darf Leute kopulieren, wenn in einer Entfernung von 3 Tagereisen keine Mission oder geistlicher Beistand weilt, so sind die Heiraten, die er schliesst, rechtsgültig. Da die meisten Indianer verheiratet sind und eine Menge Kinder haben, so hat der Besitzer die angenehme Pflicht, über all das Volk Kontrolle zu führen, ihnen Heilmittel zu geben wenn Krankheiten auftreten, überhaupt er muss die Disziplin aufrecht erhalten, was manchmal nicht leicht ist, wenn man in Betracht zieht, dass es Ansiedelungen gibt, die über 400 lebende Wesen beherbergen. Die Indianer sind im allgemeinen schüchtern, unterwürfig und dem Weissen treu ergeben, aber wenn sie bei festlichen Anlässen ein Trunk über den Durst getan haben, werden sie zudringlich und lästig. Wertsachen, Geld und Waren stiehlt der Indianer selten, fast nie; aber wenn er Gelegenheit findet, eine Flasche Branntwein auszuführen, so lässt er dieselbe nicht entgehen.

Immerhin gibt es auch unter den Eingeborenen Langfinger und da hat mir einer der Gomeros eine köstliche Anekdote er-

zählt, auf welche originelle Weise er wieder in den Besitz einiger ihm entwendeten Gegenstände gekommen ist.

„Ich war, so begann er, mit meiner Familie auf der Reise nach Sta. Cruz und hatte in dem Boote 8 Ruderer und 1 Piloten. Da die Reise mehrere Wochen dauerte führten wir einen ganzen Hausrat mit uns, darunter einen schönen Service silberner Bestecke. Eines Tages beklagte sich meine Frau mit Tränen in den Augen, es fehlten ihr 2 der silbernen Löffel und das Mädchen, das sie als Dienerin bei sich hatte, wisse auch nichts davon. Ich nahm zuerst die Dienerin in's Gebet und musste mich bald überzeugen, dass dieselbe unschuldig war. Es war nun ausser Zweifel, dass einer der Ruderer die Löffel konfisziert hatte, aber wie den Dieb überführen? der Indianer lügt ja bis zur Evidenz! Mit List nur konnte man die Kerle kriegen und bald hatte ich das Mittelchen ausgedüftelt. Ich liess alle Ruderer antreten und stellte sie in einem Kreise um mich auf und sagte ihnen mit furchtbar ernstem Gesichte den Grund, warum ich sie versammelt hatte. „Einer von Euch ist der Dieb, aber er soll nicht lange unentdeckt bleiben, dafür hat die Natur gesorgt. Ich werde einem jeden von Euch ein Streichhölzchen in die Hand geben und ihr müsst es fünf Minuten fest zwischen Daumen und Zeigfinger pressen; ihr dürft Euch aber nicht vom Platze rühren. Derjenige nun fuhr ich mit erhobener Stimme fort, der die Löffel gestohlen hat, wird sogleich erkannt werden, denn sein Streichholz wird in dieser Zeit gewachsen sein.“ Ich verteilte nun die Streichhölzer, nahm die Uhr in die Hand und spazierte im Kreise herum bis die Zeit verstrichen war. Nun sammelte ich der Reihe nach die Streichhölzer wieder ein und sie waren auch bei den Meisten intakt. Der 5. und 7. Mann jedoch, gaben mir je ein Exemplar zurück, das um ein Weniges kürzer war als die anderen. Die pfiffigen Kerle hatten, um das Wachsen zu verhindern, ein Stückchen abgeschnitten. Ich wusste nun woran ich war, liess deren Gepäck untersuchen und richtig die Löffel kamen zum Vorschein und in den Besitz meiner getrösteten Gattin zurück. Auf dem Rest der Reise hatte ich mich nie wieder über Mausereien der Indianer zu beklagen.“

Soweit erzählte mir mein Gewährsmann und die Anekdote ist für die Indianer charakterisierend. Der Aberglaube ist bei

denselben noch tief eingewurzelt und wenn man sich eingehend mit dem Studium ihrer Sitten, Gebräuche und Glauben beschäftigen wollte, so würde man zu dem erstaunlichen Resultate kommen, dass die Indianer eigentlich nur dem Namen nach Christen sind; denn dieselben haben noch viele Gebräuche beibehalten, die unbedingt vom Heidentum abstammen. So z. B. hat jedes Indianerdorf seinen „mau“ = Zauberer und seinen Panacona = Medizinmann und diese Beiden haben eine unbeschränkte Autorität auf die übrigen Mitglieder der Gemeinde. Es ist anzunehmen dass die spanischen Missionare, welche zuerst in diese Regionen kamen um die Indianer zum Christentum zu bekehren, deren Sitten und Gebräuche geschickt mit den religiösen Ceremonien des römisch-katholischen Glaubens zu verbinden wussten; denn heute noch führen die Indianer bei hohen Festtagen, wie z. B. Weihnachten, Ostern, Frohnleichnam etc. in der Kirche vor dem Hochaltar einen Schwerttanz auf. Sie tragen zu diesem Tanze eine Kopfbedeckung die einen grossen Fächer aus bunten Papageienfedern bildet, ein langes weisses Hemd, um die Lenden einen Gürtel und um die Knie und Knöchel haben sie Schellen angebunden. Ein Pfeiffer, ein Trommler und ein Paukenschläger spielen eine monotone Tanzmusik und in rhythmischen Bewegungen, ähnlich dem Schottischschritte, vollführen die 8—18 Indianer ihren Tanz. Nach der religiösen Ceremonie, wenn sich die Prozession in Bewegung setzt, bilden diese macheteros oder Schwerttänzer die Spitze des Zuges.

Die religiösen Feste der Indianer arten leider meistens in Völlerei aus, da nach der kirchlichen Ceremonie viel Schnaps und Maisbier getrunken wird.

Immerhin ist der Typus des Beni-Indianers geradezu schön zu nennen; Männer wie Frauen sind schlank gewachsen, verhältnismässig ziemlich gross. Sie sind aufgeweckt, intelligent, und für jede Arbeit geschickt. Die Männer sind nicht nur vorzügliche Reiter und Lazzowerfer, sie sind auch gute Jäger und Ruderer, ja selbst geschickte Handwerker, wenn man sich die Mühe gibt, sie zu belehren. Die Frauen waschen, weben und nähen, bereiten das so nahrhafte und beliebte Maisbier und sind im allgemeinen gute Haushälterinnen.

Der Beni ist, was Klima anbelangt, eines der bevorzugtesten Gebiete der Tropen, da epidemische Krankheiten sehr selten sind,

schade nur dass die Kommunikationen so schwierig, die Frachtverhältnisse so umständlich sind. Wie manche Industrie könnte da bei guten Fahrstrassen und Verbindungen blühen und gedeihen. Die bolivianische Regierung macht zwar löbliche Anstrengungen Fahrwege, ja Eisenbahnen nach dem Beni zu errichten, um denselben der Aussenwelt zu erschliessen.

Auch von Sto. Antonio in Brasilien her, soll eine Eisenbahn nach der bolivianischen Grenze gebaut werden, um die gefahrvollen Madeira-Fälle zu vermeiden. Diese Eisenbahn wurde schon im Jahre 1874 begonnen und drei Aktiengesellschaften sind an diesem Unternehmen zu Grunde gegangen. Gegenwärtig ist eine amerikanische Gesellschaft im Auftrage der brasilianischen Regierung mit deren Bau beschäftigt; ob mit besserem Erfolg wird die Zukunft lehren.

Jedenfalls ist zu erwarten, dass der Beni, einmal dem europäischen Handel erschlossen, einen kolossalen Aufschwung nehmen wird und es wäre diesem schönen fruchtbaren Lande zu gönnen, wenn es blühte und gedeihte.

West-Neu-Guinea

zwischen 2 u. 4° suedlicher Breite.

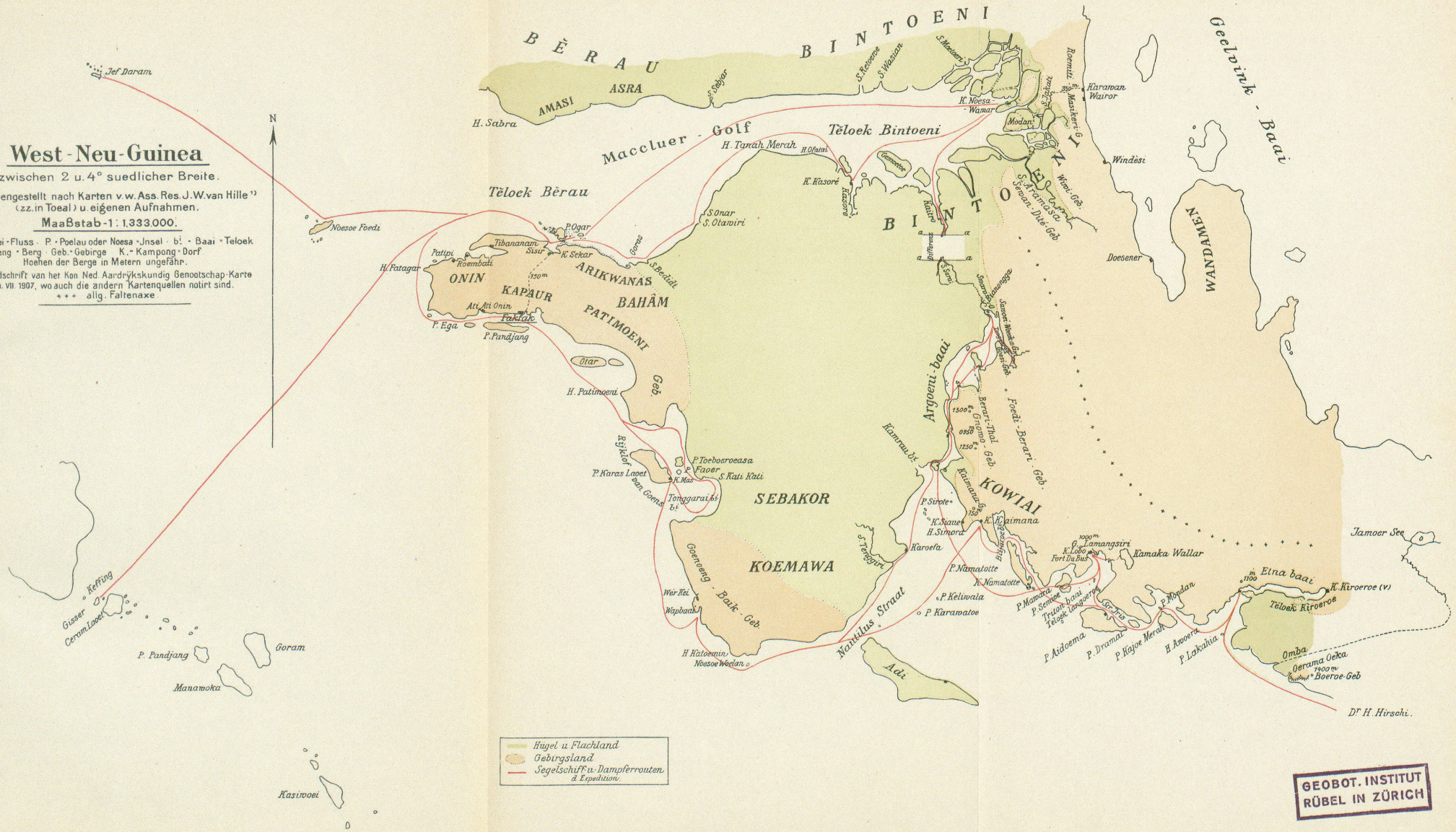
Zusammengestellt nach Karten v. w. Ass. Res. J. W. van Hille [1] (zz. in Toeal) u. eigenen Aufnahmen.

Maaßstab 1 : 1.333.000.

S. = Soengei = Fluss · P. = Poelau oder Noesa = Insel · b. = Baai = Teloek
G. = Goenoeng = Berg · Geb. = Gebirge K. = Kampong = Dorf
Hoehen der Berge in Metern ungefähr.

[1] Siehe Tydschrift van het Kon. Ned. Aardrijkskundig Genootschap-Karte IV. 1905 u. VII. 1907, wo auch die andern Kartenquellen notirt sind.

+++ allg. Faltenaxe.



GEOBOT. INSTITUT
RÜBEL IN ZÜRICH

Leere Seite
Blank page
Page vide